

*Von Kirsty Manning ist bereits  
folgender Titel erschienen:*  
Der Garten der Düfte

*Über die Autorin:*

Kirsty Manning lebt mit ihrem Mann und drei Kindern nördlich von Melbourne in einem Haus unter Kastanienbäumen. Neben dem Gärtnern und Kochen gilt ihre ganze Leidenschaft dem Weinanbau und den Weingeschäften und Bars, die sie in Sydney und Melbourne betreibt.

Kirsty Manning

Die  
*Jadelilie*

Roman

Aus dem australischen Englisch von  
Sonja Rebernik-Heidegger



KNAUR\*

Die australische Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel  
»The Jade Lily« bei Allen & Unwin, Sydney.

**Besuchen Sie uns im Internet:**  
**www.knaur.de**



Deutsche Erstausgabe Mai 2019

Knaur Taschenbuch

© Osetra Pty Ltd 2018

© 2019 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Birgit Förster

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: Arcangel/Allan Jenkins/Shutterstock.com

Illustration im Innenteil: Olga Alekseenko/Shutterstock.com

Satz: Daniela Schulz, Rheda-Wiedenbrück

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-52383-4

2 4 5 3 1

*Für meine Eltern Richard und Carolyn,  
die mir gezeigt haben, dass das Zuhause immer  
dort ist, wo die Familie ist.*







*»Die Vergangenheit beeinflusst die Gegenwart,  
aber die Zukunft liegt in unseren Händen.«*

Elie Wiesel,  
»Denn wir wollen auch nach 60 Jahren Zeugnis ablegen«,  
Rede vor der Generalversammlung der Vereinten Nationen,  
24. Januar 2005

*»Wohin du auch gehst,  
geh mit deinem ganzen Herzen.«*

Konfuzius,  
551–479 v. Chr.



# Prolog



*Shanghai, 14. Oktober 1944*

Es war das erste Mal, dass sie sich Papas Regeln widersetzte, und Romys Kehle war vor Angst wie zugeschnürt. Ihre Finger tasteten nach dem Passierschein in ihrer Jackentasche, während sie sich langsam dem Kontrollpunkt am Ende des Gettos näherte. Der Schein erlaubte es ihr, untertags an der Universität im französischen Viertel zu studieren, doch mittlerweile war es bereits später Nachmittag. Sie wollte den Besuch einer Abendvorlesung über infektiöse Krankheiten als Erklärung vorschieben und hatte sogar das entsprechende Lehrbuch in ihre Tasche gesteckt, die nun so schwer war, dass der Riemen in ihre Schulter schnitt.

Romy hielt den Atem an, als sie vor einen japanischen Soldaten mit ausdruckslosem Blick trat. Sie wollte bereits das Buch aus der Tasche holen, doch der junge Mann schlug bloß seufzend nach einer Mücke und bedeutete ihr mit einem Nicken, dass sie passieren durfte. Er sah genauso verschwitzt, müde und ausgezehrt aus wie sie.

»Aber sieh zu, dass du zum Beginn der Ausgangssperre wieder zurück bist«, bellte er. »Sonst ...« Er fuhr sich mit dem Zeigefinger waagrecht über die Kehle, als wollte er sie aufschlitzen.

Romy traute sich nicht, ihm zu antworten, sondern nickte bloß.

Sie hatte zu große Angst, um noch einen letzten Blick zurückzuwerfen, und zu wenig Geld, um ein Fahrradtaxi oder



eine Rikscha anzuhalten, die sich zwischen den Oberleitungsbussen hindurchschlängelten, also eilte sie so schnell sie konnte zu Fuß in Richtung Waibaidu-Brücke. Die Tasche mit dem Lehrbuch schlug gegen ihren Oberschenkel. Sie wischte sich den Schweiß mit dem Ärmel der Jacke vom Gesicht, die sie sich von ihrer Mutter geliehen hatte, und versuchte, sämtliche Gedanken an ihre Eltern zu verdrängen. Sie hätten ihr niemals erlaubt, das Getto zu verlassen. Das Risiko, erwischt zu werden, war viel zu hoch, und nach allem, was passiert war ...

Sie betrat die Brücke, und die Gerüche der Sampans, die auf dem Suzhou dahinglitten, stiegen zu ihr empor. Die warme Luft war von dem Gestank der Abwasserkanäle und dem Geruch nach frittiertem Fisch erfüllt, die sich mit dem Duft nach Kardamom, Zimt und Sternanis mischten. Auf den Balken wehte frisch gewaschene Wäsche im Abendwind, und von überallher ertönte das Klappern der Löffel und Kellen in den Woks und Kochtöpfen.

Der Straßenhändler am Ende der Brücke, der gerade Teig in dünne Nudeln zog, schenkte ihr ein zahnloses Lächeln. »Du kaufen, Missy?«

Romy schüttelte den Kopf, obwohl ihr Magen knurrte. Sie hatte heute noch nichts gegessen – abgesehen von einer Schüssel mit wässrigem Reis-Congee zum Frühstück. Um sich von ihrem Hunger abzulenken, überlegte sie während des zehnminütigen Fußmarschs fieberhaft, wie sie sich am besten in Shanghais nobelstes Hotel schleichen konnte.

Kurz darauf bog sie auch schon um die Ecke, und die Waitan-Uferpromenade entlang des Huangpu Jiang lag schimmernd vor ihr. Bankhäuser im romanischen Stil und von der Renaissance inspirierte Bürogebäude ragten über der Promenade auf, und auf ihren Dächern wehten die japanischen

Militärflaggen mit der stilisierten aufgehenden Sonne. Romy machte sich auf den Weg zu dem Art-déco-Hotel mit der apfelgrünen Pyramide auf dem Dach. Das *Cathay*. Vor den Drehtüren standen lachende japanische Soldaten und mehrere hochgewachsene russische Prostituierte. Die Frauen hatten beinahe durchsichtig weiße Haut, trugen knallroten Lippenstift und hauchdünne Seidenkleider und ließen sich von den Männern Feuer geben.

Romy drückte sich mit gesenktem Kopf an ihnen vorbei und achtete darauf, niemandem in die Augen zu schauen. Sie war froh, dass sie sich für das langweilige braune Kostüm ihrer Mutter entschieden hatte. Sie hatte ihr Ziel fast erreicht ...

Als sie sich nervös über den Mosaikboden des hoch aufragenden Atriums bewegte, hoffte sie bloß, dass ihre Absätze nicht zu laut klapperten. Hotelangestellte in weißen Uniformen aus gestärktem Leinen schoben sich mit übergroßen Champagnerflaschen und Tablett mit Whiskeygläsern zwischen den Gästen hindurch, und japanische Soldaten hatten sich unter die deutschen, französischen und chinesischen Paare gemischt. Die Männer trugen weiße Smokingjacken und die Frauen Federboas in Pastelltönen und funkelnde Diamantcolliers. Viele waren in ein Gespräch mit einer der eleganten chinesischen Damen vertieft, die stolz ihre hübschen Cheongsams oder die Lamé-Ballkleider mit tiefem Rückenausschnitt glatt strichen.

Plötzlich meldete sich einer der Kellner auf Englisch zu Wort. »Ladys und Gentlemen, wenn Sie mir bitte folgen würden? Die Show beginnt in wenigen Minuten. Ich werde Sie zu Ihren Tischen begleiten.«

Der Zigarettenrauch und der schwere Duft der verschiedenen Parfums trieb Romy beinahe die Tränen in die Augen, als

sie einen Blick in den angrenzenden, mit opulenten Stoffen ausgestatteten Raum warf. Sie war vor Angst wie gelähmt, aber sie war zu weit gekommen, um jetzt noch umzukehren.

Die Person, die sie unbedingt finden wollte – und für die sie ihr Leben riskiert hatte –, befand sich in dieser Bar.

Ihr Ziel war nur noch wenige Schritte entfernt. Die Band begann gerade mit den ersten Akkorden von George Gershwins »Summertime«. Sie atmete tief durch, um ihr rasendes Herz ein wenig zu beruhigen, dann folgte sie dem Geruch nach Zigaretten und Whiskey und trat durch eine Holztür in die Jazzbar.

Niemand durfte wissen, dass sie hier war. Wenn es herauskam, würde man sie beide töten.

# Kapitel 1



Wien, 10. November 1938

Eine von Papas neuen Regeln lautete, dass sie den Blick immer gesenkt halten sollte, doch Romy konnte sich nur schwer daran halten.

Sie eilten die Wipplingerstraße entlang. Aus den schweren Holzrahmen der Schaufenster ragten Glasscherben. Die hübschen Läden hatten sich über Nacht in Furcht einflößende Tatzelwürmer mit weit aufgerissenen Mäulern verwandelt, und die breite, herrschaftliche Straße glich einem Meer aus dunklen Mänteln in Schwarz, Braun, Marineblau und Grau, das sich in verzweifelter Hast zwischen den stuckverzierten Häusern dahinwälzte.

Alle irrten planlos umher.

Mehrere Erwachsene versuchten, die Glasscherben aufzufegen. Der Rest versammelte sich zu kleinen Gruppen, murmelte aufgeregt miteinander, weinte und klagte. Schwarze Autos schoben sich hupend durch die verstopfte Straße. Einige warteten erst gar nicht darauf, dass die Leute Platz machten, sondern fuhren einfach weiter, sodass sie zur Seite springen mussten.

Romys Vater hatte ihr Handgelenk fest umklammert, während ihre Mutter sie an der anderen Hand hielt und sie wie ein kleines Kind durch das Chaos zerrte, obwohl sie bereits zwölf war. Trotzdem beschwerte sie sich nicht, und man hörte lediglich das Knirschen der Glasscherben unter ihren Füßen. Sie versuchte, sich an Papas Regeln zu halten, und bemühte

sich, den Menschen in den dunklen Mänteln nicht in die Augen zu sehen. Stattdessen konzentrierte sie sich auf die Füße ihrer beiden älteren Brüder, Benjamin und Daniel, die etwa eine Armlänge vor ihr gingen.

Romy lugte seitlich unter ihrem marineblauen Barett hervor. Auf den zerbeulten und eingeschlagenen Türen der Läden hingen kleine Plakate, die im Wind flatterten.

Wehrt euch! Kauft nicht bei Juden!  
Juden raus!

Es waren doppelt so viele wie gestern. »Warum hängen die Leute das auf?«

Papa sah sie mit Tränen in den Augen an und schüttelte den Kopf, ohne seine Schritte zu verlangsamen. »Herr Hitler hasst alle Juden. Ich fürchte, dass nichts mehr so sein wird, wie es einmal war, solange die Nazis in Österreich an der Macht sind.«

»Aber ich verstehe nicht, warum der Führer uns hasst. Warum ...?«

»Hier ist nicht der richtige Ort, um darüber zu sprechen«, unterbrach Papa sie. »Auf den Straßen ist es nicht mehr sicher ... Beeile dich lieber. Denk an die Regeln, Romy.«

Papa hatte normalerweise auf alles eine Antwort, doch heute wirkte er genauso verloren, wie Romy sich fühlte.

Sie stolperte über einen umgeworfenen Stuhl, und Mutti riss sie hastig hoch. Die Familie Bernfeld musste nach Hause.

Drei Häuserreihen hinter ihnen befand sich ihre Synagoge, von der nur noch verkohlte Ziegel, rußbedeckte Fliesen, brennende Balken und Schutt übrig waren. Der gesamte Inhalt der Bücherei – die seltenen Bücher und Manuskripte – lag in einem Haufen glühender Asche auf dem Bürgersteig.

Sie schoben sich zwischen den Trümmern hindurch. Romy hustete. Ihr Hals brannte, und ihre Augen trännten. Es stank nach Rauch und Benzin, und jeder Atemzug tat weh. Warum konnten ihre Eltern nicht ein wenig langsamer gehen? Ihre neuen Stiefel aus schwarzem Lackleder hatten ihr eine Blase an der Ferse beschert, und die dicke, doppelreihige Marinejacke mit den glänzenden Goldknöpfen, über die sie sich letzte Woche noch so gefreut hatte, kratzte an den Armen und im Nacken.

Papa legte eine Hand auf die ausgebeulte Innentasche seines Mantels, in der ihre Reispässe steckten. Sie waren kilometerweit bis zur britischen Botschaft gelaufen, um ein Visum zu beantragen.

»Ich habe in Oxford mein Doktorat gemacht und ein Jahr lang im dortigen Krankenhaus Chirurgie unterrichtet. Wir sprechen alle Englisch. Zählt das denn gar nichts?«, fragte er aufgebracht.

Der Beamte mit den mausgrauen Haaren und der goldenen Taschenuhr sah ihn entschuldigend an. »Es tut mir leid, aber wir haben strikte Anweisungen, Dr. Bernfeld. In Großbritannien gelten rigorose Einwanderungsbestimmungen. Es gibt eine lange Warteliste, und es können keine Ausnahmen gemacht werden. Nicht einmal für Spezialisten.« Er schluckte und senkte den Blick, während seine Ohren knallrot anliefen. »Amerika hat mittlerweile dieselben Bestimmungen, und ich habe gehört, dass nicht einmal Palästina weitere Flüchtlinge aufnimmt. Es tut mir schrecklich leid ...« Er zuckte mit den Schultern und hob hilflos die Hände.

Papa nickte, steckte die Reispässe wieder in die Manteltasche, nahm seinen Filzhut und wandte sich ab.

Der Beamte räusperte sich. »Wissen Sie«, meinte er, »es gibt da einen Ort, wo Sie kein Visum brauchen.« Er senkte

seine Stimme zu einem Flüstern und beugte sich näher heran.  
»Shanghai. Sie ...« Er zögerte.

Mutti wurde blass und schüttelte heftig den Kopf.

»Es könnte sich lohnen ...« Er brach ab.

Papa schüttelte ebenfalls den Kopf und murmelte: »Danke.«

Mutti riss Romy beinahe die Hand aus, als sie sie aus dem Konsulat zog, und ihre Absätze klapperten aufgebracht über den Parkettboden.

Die beiden wurden auch nicht langsamer, nachdem sie das Gebäude verlassen hatten, und als sie schließlich an Romys Lieblingscafé vorbeikamen, hoffte diese inständig, dass sie vielleicht haltmachen würden, um den Nachmittagstee einzunehmen. Sie wollte ihre Eltern bereits darum bitten, als sie sich an Papas Regeln erinnerte: *Nicht sprechen!*

Sie marschierten an dem Café vorbei, und Romy warf einen verstohlenen Blick in das mit dunklem Holz vertäfelte Lokal, in dem Männer in genauso dunklen Anzügen saßen, Kaffee tranken und Zeitung lasen, als ginge sie das Chaos auf der Straße nichts an. Sie stellte sich vor, wie Mutti und sie an einem der kleinen Marmortische saßen. Mutti mit einer hübschen Tasse Kaffee und Romy mit einer heißen Schokolade mit einem Sahnehäubchen.

Sie kamen jeden Samstagnachmittag nach der Klavierstunde hierher. Vermutlich gewährte Herr Bloch Romy lediglich aus Loyalität zu ihren beiden Brüdern eine halbe Stunde Unterricht pro Woche. Daniel spielte in einer Jazzband an der Universität, an der er auch studierte, und Benjamin hatte sich um einen Studienplatz an der berühmten Wiener Staatsoper beworben – bevor ihm die neue Regierung mitteilen ließ, dass er kein Anrecht darauf hatte. Letzte Woche hatte Romy ihre plumpen Finger sogar schon dazu gebracht, einen D-Dur-Arpeggio ohne Absetzen zu spielen, und außerdem hatten die

ersten Takte des Übungsstückes von Mahler bereits ganz passabel geklungen. Herr Bloch hatte jedenfalls applaudiert und »Bravo!« gerufen.

Mittlerweile näherte sich die Familie Bernfeld Herrn Blochs Klaviergeschäft, das durch den Nebel aus beißendem Rauch kaum zu sehen war. Romy reckte den Kopf, um einen Blick auf den glänzend schwarzen Stutzflügel im Schaufenster zu werfen, doch stattdessen ragten bloß die ebenholzscharzen Beine des Klaviers durch das zerbrochene Glas.

»Seht mal!«, rief Romy und deutete aufgeregt auf den Laden. Herr Bloch wurde gerade an den Haaren vor die Tür gezerrt, wo er sich vermutlich einer Handvoll Männern mittleren Alters anschließen sollte, die auf Händen und Knien über den Bürgersteig robbten, Scherben einsammelten und die Pflastersteine säuberten. Zwei blonde Soldaten schleuderten Herrn Bloch zu Boden, und als er versuchte, sich aufzurichten, trat ihm der kleinere der beiden mit dem Stiefel in den Bauch, sodass er nach hinten fiel.

*»Halt! Bitte hören Sie auf!«*

Romys Kopf fuhr herum, und sie sah, wie Benjamin auf Herrn Bloch zulief, um ihm zu helfen. Papa fluchte, als Daniel seinem älteren Bruder folgte. Romy hielt den Atem an und spürte, wie Mutti ihre Hand drückte. Zu Hause warteten sicher eine Menge Schwierigkeiten auf die beiden Jungen.

Einer der Soldaten trat auf Benjamin zu, und Romy erstarrte. Doch dann erkannte sie den jungen Mann plötzlich, und sie entspannte sich wieder: Es war Franz, ein Bariton aus Benjamins Chor. Offensichtlich war es zu einem Missverständnis zwischen ihm und dem Musiklehrer gekommen, und Benjamin würde seinen Freund sicher zur Vernunft bringen. Doch das Lächeln, mit dem sich Franz näherte, reichte nicht bis zu seinen Augen, und er begrüßte Benjamin auch nicht mit dem



üblichen Handschlag. Stattdessen schwenkte der Soldat seine Waffe herum und schlug Benjamin mit dem Gewehrkolben gegen die Schläfe.

Noch Jahre später – als sie bereits eine alte Frau war – versuchte Romy zu vergessen, was danach geschah, doch die Erinnerungen daran hatten sich in ihr Gedächtnis eingebrannt.

Benjamin und Herr Bloch lagen seitlich auf dem Bürgersteig, und Blut rann aus ihren Ohren und tropfte von ihrem Kinn. Mutti stieß ein schrilles Kreischen aus, und um sie herum war es plötzlich totenstill. Romy atmete flach und roch Schweiß, Rauch, Urin und Angst, als der Soldat schließlich sein Gewehr an die Schulter hob.

Ein Schuss fiel.

»Benjamin!« Romy brach kalter Schweiß aus, als Benjamins Ohr mit einem Mal explodierte. Warmes Blut spritzte in ihr Gesicht, und sie stöhnte auf.

Ein weiterer Schuss erklang.

Herr Blochs Körper sackte leblos auf die Pflastersteine.

Mutti sank neben Romy in die Knie, während Daniel auf Benjamin zustürzte. Im nächsten Augenblick schlang Franz einen Arm um Daniels Hals.

Romy stand wie erstarrt da. Ihr Bruder ... war er ...?

Ja, Benjamin war tot.

Papa heulte wie ein Wolf und versuchte, sich einen Weg durch die Menschenmenge zu seinen Söhnen zu bahnen, doch die Mauer aus Schultern war unüberwindbar. Es folgte ein weiteres lautes Krachen, als erneut Gewehre abgefeuert wurden, und dieses Mal warfen sich alle zu Boden. Eine Glasscherbe bohrte sich in Romys Knie, und sie schrie auf.

Jemand zog sie unter dem Mann hervor, der auf sie gefallen war, und sie kroch auf die eisig kalte Mauer zwischen zwei Läden zu und lehnte sich dagegen.

Papa kniete auf dem Boden und vergrub den Kopf in den Händen, während Mutti keuchend versuchte, sich aufzurichten.

Romy war hingegen wie erstarrt. Sie fühlte sich vollkommen leer und stand unter Schock.

Sie hielt erneut den Atem an, als die Soldaten mehrere junge Männer zusammentrieben und sie mitten auf der Straße Aufstellung beziehen ließen.

Dann begann sie zu weinen. Sie würden doch sicher nicht auch noch Daniel erschießen, oder?

Der Anführer der Soldaten hob den Arm, und drei Planen-Lkw fuhren vor. Die jungen Männer wurden angewiesen, sofort einzusteigen. Als Daniel an der Reihe war, warf er einen letzten Blick zurück auf Mutti und Papa, und Romy sah die Angst in seinen Augen.

»Daniel!«, schrie Mutti.

Papa wollte bereits auf ihn zulaufen, doch einer ihrer Nachbarn, Herr Gruber, bahnte sich eilig den Weg durch die Menschenmenge und auf ihn zu. Sein Gesicht war verhärtet und blass, als er Papa die Hände auf die Schultern legte.

»Sie müssen fort, Oskar. Jetzt sofort! Tun Sie es für Romy und Marta. Sonst tötet man Sie ebenfalls. Verlassen Sie Wien. Österreich hat den Verstand verloren.«

Doch Papa schüttelte den Kopf. »Ich ... Benjamin! Daniel! Meine Jungen ...!« Seine Stimme brach. »Ich werde sie nicht im Stich lassen«, krächzte er. »Ich ... ich kann doch nicht ...« Er senkte den Kopf und begann zu schluchzen, während sich die Menschen um ihn herum langsam gegenseitig auf die Beine halfen. Einige vermieden es, Papa anzusehen, als wäre sein Unglück eine ansteckende Krankheit, während andere ihm mit feuchten Augen mitleidvolle Blicke zuwarfen.

Mutti kroch auf Papa zu. Sie umarmten sich schluchzend und wiegten sich hin und her.

Herr Gruber beugte sich zu ihnen. »Lassen Sie mich helfen!«, flüsterte er. »Sie müssen über die Grenze. Wir sollten sofort los.«

Romys Haut war schweißbedeckt, und ihr Herz klopfte viel zu schnell. Ihre Knie pochten, wo sie sich geschnitten hatte. Sie fühlte sich leer. Dann brach die Dunkelheit über sie herein ...

Als Romy wieder zu sich kam, ruhte ihr Gesicht an Papas Hals, der sie gerade die Wipplingerstraße entlangtrug. Ihre Mutter ging mit aschfahlem Gesicht hinter ihnen her und hatte eine schützende Hand auf Romys Schulter gelegt. Romys Kopf dröhnte mit jedem Schritt, und sie hörte das Knirschen der Glasscherben unter Papas Füßen. Gingen sie nach Hause? Oder waren sie bereits auf der Flucht?

Romy warf einen zaghaften Blick über die Schulter ihres Vaters. Mittlerweile war es Abend geworden, und das flackernd gelbe Licht einer der wenigen heil gebliebenen Straßenlaternen fiel auf ein Hufeisen vor einem der Läden. Daneben sah sie das ausgebleichte Bild eines Schornsteinfegers auf einer Markise, und darunter stand in fröhlichen grünen Buchstaben:

*Geh nicht am Glück vorbei!*